»Mager ist sie, wie ein Kleiderhaken, zurechtgebogen zu Menschenform. Dünn und stark und langgestreckt: Keine ist größer als sie, im Dorf nicht, und auch nicht im nächsten. Dazu die Kupferwollehaare, die wütend nach dem Himmel greifen. Wer sie sieht, weiß, wer sie ist, man weiß es sofort, und sie hasst es, hasst es, hasst es. Vielleicht hätte sie es, an einem anderen Ort, zu einer anderen Zeit, auch lieben können, aber das geht nicht, nicht hier.«

In dunkler, satter, aber auch zarter Poesie erzählt Hannah Häffner die Geschichte dreier Frauen, die sich von den Sechzigerjahren bis in unsere Zeit spannt. Ein lange nachhallender Roman über die Sehnsucht nach Freiheit und Wurzeln, über Mütter und Töchter und über die Kraft der Natur.

HANNAH HÄFNER

ROMAN

Büchergilde
Gutenberg

DIE RIESINNEN

1

Die Dunkelheit ist sprichwörtlich und wild. Sie türmt sich in den Wolken, die über dem Tal liegen, und streckt sich weit bis an die Zipfel des Himmels. Sie kommt mit dem Wind und verschlingt den hellen Tag, dringt bis in die Häuser, bis in die Zimmer, die Köpfe. Sie verschwimmt mit dem Schwarz des Waldes, der vor ihr die Waffen streckt, sich ihr hingibt, denn mit ihr kann selbst er nicht mithalten, nicht einmal er.

Bald werden die Blitze fallen wie glänzende Nadeln, und in den ersten Häusern gehen schon die Lichter an, sogar beim alten Rombach, der sich sonst die Augen kaputtspart, auf Teufel komm raus. Lichter, obwohl erst Nachmittag ist, und außerdem Sommer, also ist es etwas Besonderes.

Kaum jemand ist noch auf den Straßen, die meisten sind so klug gewesen, das Gewitter am Himmel kommen zu sehen, und die, die nicht so klug gewesen sind, haben es zumindest in den Knochen gespürt, oder im Gedärm. So etwas lernt man hier, weil Gewitter hier eben etwas anderes sind als in der Stadt, wo man einfach die Fenster zumacht. Hier kommen Gewitter von allen Seiten und schlagen dir mit ihrer Wucht die Luft aus den Lungen, werfen dich gegen Wände, schütteln dich. Hier hat man noch Respekt vor ihnen.

Wittenmoos liegt in einer schmalen, länglichen Senke, eine Pfütze von einem Dorf. Die Häuser drängen sich entlang der

Hauptstraße, die sich ungefähr in der Mitte zu einem nierenförmigen Platz auswölbt. Einige Höfe brechen aus der Ordnung, liegen vor den Linien, riesig und schwarz, den abgeflachten First in die Stirn gedrückt, das Holz im richtigen Mond gehauen. Sie sind ihr eigenes Dorf, ihre eigene Welt, und man kommt sich winzig und vergänglich vor, wenn man vor ihnen steht oder in ihnen lebt, denn das ist der Sinn der Sache. Sie sind ewig, sie sind gemacht, um dem Wald die Stirn zu bieten oder sich auf seine Seite zu schlagen, so genau weiß man das nicht.

Dieser Wald, der von den Flanken ewig heranrollt, in einem Schwarz, das seinen Launen folgt. Mal ist es dunkelgrün, mal schmutzig grau, mal reines, abgrundtiefes Schwarz, die Abwesenheit aller Farben. Dieser Wald, den man nicht aus sich herausbekommt, auch wenn man ihn verlässt. Der wurzelt, unter dem Herzen, hinter den Lungen, und man hört ihn deiner Sprache an und sieht ihn in deinen Augen.

Auf der Straße geht eine schmale, großgewachsene Gestalt, um die die Dunkelheit einen Bogen zu schlagen scheint, denn sie leuchtet. Ihr rostblondes krauses Haar, die helle Haut, verwischt zu einem hellen, vibrierenden Tupfen.

Wer sie laufen sieht – wie die Frau vom Merzenbecher, die beim Zwiebelschneiden aus dem Fenster nach den Wolken schaut –, denkt sich ›Geh schneller, Mädel, schneller‹, aber Lieselotte geht nicht schneller, sie will nicht, sie schwitzt schon, und der Rock scheuert. Sie sieht nicht auf, folgt mit dem Blick der Grenze zwischen Straße und struppigem grauem Grün.

Der Schweiß rollt ihr die Kanten der Knochen entlang, denn mager ist sie, wie ein Kleiderhaken, zurechtgebogen zu Menschenform. Dünn und stark und langgestreckt, mit spitzen

Schultern, mit Füßen, für die man keine Schuhe findet. Keine ist größer als sie, im Dorf nicht, und auch nicht im nächsten. Die anderen Frauen sind zart und irgendwie kompakt, als hielte die Welt ihre Schätze beisammen. Nur Lieselotte hat sie auseinanderlaufen lassen, von der Erde weg, dazu die Kupferwollehaare, die wütend nach dem Himmel greifen. Wer sie sieht, weiß, wer sie ist, man weiß es sofort, und sie hasst es, hasst es, hasst es. Vielleicht hätte sie es, an einem anderen Ort, zu einer anderen Zeit, auch lieben können, aber das geht nicht, nicht hier. Hier kann sie nie etwas anderes sein als das, was sie ihr nachrufen, die Rotzgören, mit den verschwitzten Hemden und den grasfleckigen Knien.

Woanders, vielleicht, hätte jemand die Stellen geküsst, an denen sich die Sommersprossen zum Gewimmel verdichten, hätte die blauwurzelnden Adern auf der Innenseite der dünnen weißen Arme mit schwieligen Fingern gestreichelt. Woanders, vielleicht. Stattdessen ist da Bernhard, der sie hinnimmt, mit diesem Gleichmut, der ganze Welten ersticken, unter sich begraben könnte.

Sie hätte vielleicht doch früher aufbrechen sollen. Das Gewitter ist eines, das es ernstmeint.

In der rechten Hand trägt sie den Korb. Mit der linken Hand, die in ihrer Rocktasche steckt, hält sie die Münzen, die heimlichen, so fest, dass ihr die Kanten in die Handfläche schneiden. Viel ist es nicht, siebzehn Pfennige, aber es ist auch nicht nichts. Es warten schon sechsunddreißig Mark und elf Pfennige in der flachen Diamalt-Blechdose, eingeschlagen in ein Stofftaschentuch, damit nichts klappert. Sie versteckt die Dose immer wieder neu. Wenn Bernhard sie fände, wäre es peinlich, aber er ist nicht das Problem. Wäre es nur er, wäre

die Schublade mit ihrer Unterwäsche gerade recht, oder die Besenkammer, als ob er jemals auch nur einen Blick hineinwerfen würde.

Nein, seine Mutter ist es. Margret, die eine Heilige sein will, so gerne eine wäre, aber in Wahrheit nur lästig ist. Sie ist kein schlechter Mensch, aber sie klebt an den Dingen, klebt an der Luft, man wird sie nie wieder los, sie ist einfach überall, bis man nur noch schreien möchte. Sie wird das Geld irgendwann finden, das steht fest. Sie wird das Geld finden und Dinge daraus schließen, die nicht weit von der Realität entfernt sind, denn Margret ist eine Pest, aber dumm ist sie nicht.

Liese schafft es, vor dem Regen. Sie schlägt die Tür zu mit dem ersten Donner und stellt den Korb in die Küche. *Nur das, was wir nicht selber haben, hörst du, Liese,* und sie weiß es, natürlich. Nur das, was sie nicht selber haben. Sie haben Gemüse und Früchte aus dem Garten, Eier von den nervösen Hühnern hinterm Haus, und Fleisch bringt Bernhard aus der Metzgerei. Also bleibt nicht so viel, um hier und da ein paar Pfennige einzustecken.

Heute war der Essig im Angebot, ausgerechnet. Sie möchte sich über das Geld freuen, aber es ist doch lächerlich, was denkt sie denn, wohin das führt?

Sie zieht sich ihre Kittelschürze über. Dann steigt sie auf einen Stuhl und holt die Blechdose hinter dem Nähkasten hervor, der immer ganz oben auf dem Schrank steht. Sie wickelt das Geld aus dem Taschentuch und baut kleine Türme aus den Münzen. Die siebzehn Pfennige von heute sind ein eigener kleiner Turm.

Sechsunddreißig Mark und achtundzwanzig Pfennige.

Lachhaft. Nicht in einer Welt hundertmal kleiner als diese

käme sie damit weit. Und selbst wenn sie weit käme, was sollte sie dort, an dem weit entfernten Ort, denn tun?

Sechsunddreißig Mark und achtundzwanzig Pfennige, während draußen das Gewitter die Welt auslöschen möchte.

Sie will nicht darüber nachdenken, wie viel Geld es schon sein könnte.

Früher, in einem Leben, das sie nun nicht mal mehr erkennen würde, ist sie jeden Morgen um fünf mit dem Bus zum Krankenhaus. Jeden Tag diese Traurigkeit, die einen wie eine Keule erwischte, vermischt mit dem Geruch nach Urin, Desinfektionsmittel und Heimweh.

Jeden Monat ein wenig Geld, das nichts aufwiegen konnte, aber immerhin hatte sie damals sparen können, nur um dann jeden Pfennig für ihr Hochzeitskleid und den kratzigen Schleier auszugeben, in ihrer Dummheit.

Ein langes weißes Kleid aus dickem, glänzendem Stoff, dazu ein kleiner Strauß, Schleierkraut und Maiglöckchen, ein kitzelndes Schleifenband im Haar. Weiße, unbequeme Schuhe. Sie hatte geschwitzt und kleine Lichtpunkte gesehen, dazwischen immer wieder wohlmeinende Gesichter, Nicken, Schulterklopfen, Glückwunsch, Gratulation, und nichts davon hatte in diesem Moment einen Sinn ergeben. Nichts davon ergibt heute einen Sinn.

Schritte auf der Eingangstreppe lassen sie hochfahren, und sie wischt eilig die Münzen mit dem Arm von der Wachstuchdecke in ihren Schoß, schlägt die Falten ihres Rocks darüber, aber es ist nur Mina, die dem Regen getrotzt hat.

»Es wird schon schwächer«, sagt sie, fährt sich mit dem nassen Ärmel über die Stirn und sieht aus dem Fenster, um zu schauen, wie sehr sie die Wahrheit biegt.

»Glaub ich dir nicht.«

»Stimmt auch nicht«, sagt Mina und lacht leise. Draußen ist die Welt am Ende, am Ertrinken.

Sie kennen sich schon immer. Die längste Zeit, die sie nicht miteinander gesprochen haben, waren zwei Tage und ein halber im Sommer 55, da waren sie sechzehn, und selbst das ist ein Missverständnis gewesen.

In Minas Locken hängen und zittern die Tropfen, ihr Mantel ist dunkel vor Nässe. Sie wirft ihn auf die Eckbank und setzt sich. Schaut Liese zu, die das Geld aus ihren Rockfalten klaubt, schaut mit dieser Geduld, die einen manchmal wütend machen kann.

»Warum tust du das überhaupt?«, fragt sie dann. Sie hat keinen Grund, Liese zu verletzen, sie will es wirklich wissen.

»Wieso? Weil es so wenig ist?«

»Nicht weil es wenig ist. Weil du nicht gehen wirst, Liese, bestimmt nicht.«

Sie sagt es zärtlich. Mina nimmt die Dinge, wie sie sind, nimmt sie mit ihrer Schwere und ihrer fast schon komischen Aussichtslosigkeit, und Liese wünscht sich manchmal, sie könnte ihr etwas vormachen.

Natürlich tut es weh. Der Gedanke, der keine Wahrheit sein soll und doch eine ist. Wo soll sie hin? Sie war doch noch nicht einmal über Freiburg hinaus. Sie kennt Berlin, vom Hören und Reden, und weiß, dass es nach Stuttgart nicht so weit ist.

Das ist es. Mehr bleibt nicht. Alle Wege, in ihren Gedanken, führen weg von hier, nur um in sinnlosen Schleifen und Biegungen wieder genau dort zu enden, wo sie begonnen haben, vor ihren Füßen nämlich, und sie zählt stur weiter ihre Pfennige, einfach so.

»Jetzt sei nicht so.« Mina stößt sie unter dem Tisch mit dem Fuß.

»Wie bin ich denn?«

»Na bockig eben.«

»Ich bin nicht bockig.« Liese wickelt die Münzen in das Tuch. Es ist schon ganz fleckig vom Dreck der Hände, durch die die Münzen gegangen sind.

»Dann still. Sei nicht so still.«

Liese erklärt Mina, dass sie nicht still ist, nur nachdenklich. Und dass es schon stimmt, sie wird nicht gehen. Wohin auch.

Sie würde Mina gerne sagen, wie sehr sie recht hat. Aber sie kann es nicht, immer wenn sie nach den Worten sucht, werden sie glitschig, winden sich durch ihren Mund wie Aale.

Stattdessen drehen sie gemeinsam die Bohnen durch, die Liese am Morgen gepflückt hat, vor dem Regen. Sie befestigen das kleine Gerät mit der Kurbel an der Tischplatte und drehen die Bohnen in Stücke, der grüne Geruch klebt sich an ihre Finger, hängt im ganzen Haus.

Mina hält mit beiden Händen die Maschine, die nicht ganz festsitzt und bei jedem Dreher der hölzernen Kurbel verrutschen will. Sie schaut Liese zu, die schwitzt und die Lippen zusammenbeißt. Vielleicht drehen sie in vierzig Jahren noch gemeinsam Bohnen durch, vielleicht nie wieder. Liese wirkt immer so, als sei sie fast schon weg, aber nur in Gedanken. Als sei es der Sinn des Lebens, sich nicht festhalten zu lassen, nur um dann nicht zu wissen, wohin sie denn gehen soll.

Sie wechseln einen Blick, und Liese verdreht die Augen. Sie mag es nicht, wenn Mina wehmütig wird.

Als Bernhard am Abend nach Hause kommt, steht die Fuhre Bohnen schon eingekocht im Keller, elf Gläser in Reih und Glied, beschriftet in Lieses schönster Schrift, die so hübsch und ordentlich ist, dass selbst Margret nichts daran auszusetzen hätte. Liese schämt sich dafür, dass sie fast schon ein bisschen stolz ist. Ihr Werk. Nichts, aber immerhin ihr Werk. Eingekochte Bohnen.

Bernhard sagt nichts, nickt aber, als sie ihm davon erzählt. Was soll sie sonst auch sagen?

Sie kann ihn riechen. Nicht ihn, er hat keinen Geruch, aber die Metzgerei. In die Luft gestäubtes Blut, metallene Haken, klamme, steife Gummischürzen. Das wird er nicht los, nie wieder, aber es scheint ihn selbst nicht zu stören, er merkt es sicher nicht einmal.

Für sie ist es eine feine, rostfarbene Wolke, die ihn zu aller Zeit umgibt, selbst wenn er schläft. Sie macht sich Sorgen, dass irgendwann das ganze Haus so riecht, dass irgendwann ihre Kinder so riechen, und nicht nach Puder und saurer Milch. Was, wenn sie selbst so riecht und es nicht bemerkt? Sie hofft, jemand würde es ihr sagen.

»Was gibt's?«, will er wissen, dabei stehen die Koteletts mit den Klößen allzu offensichtlich auf dem Tisch.

»Kotelett mit Klößen.« Sie tut ihm zur Sicherheit noch etwas mehr Soße auf.

Er setzt sich, sie setzt sich zu ihm. Er beugt den Kopf, um zu beten, dann zu essen, und ihr fällt wieder auf, wie weit der Haaransatz schon nach hinten gewandert ist, dabei ist er doch erst sechsundzwanzig. Vom Vater hat er das geerbt, aber man darf ihn nicht darauf ansprechen, sonst wird er bös.

In den blanken Ecken ist die Haut braungebrannt, zwischen

den schwarzen Stoppeln leuchtet sie weiß hervor. Bernhard wird dunkelbraun in der Sonne. Sie sieht daneben immer aus wie ein frisch gebleichtes Tischtuch.

Wenn ihr nur etwas einfallen würde, das sie erzählen kann, aber da ist nichts. Nichts, was ihn interessieren könnte. Nichts, was ihn etwas angeht.

Sie müssten sich lieben, das haben sie sich vor Gott versprochen, oder nicht? Und das ist es jetzt, das soll es jetzt gewesen sein.

»Den Haschi haben sie gekündigt.« Das sagt er, als wären sie, die den Haschi gekündigt haben, nicht seine Eltern gewesen. Bernhard tut gerne so, als wäre er einer von denen, von ihnen, dabei wird er die Metzgerei erben, wenn die Zeit gekommen ist, und den Schlachtbetrieb dazu.

»Den Stefan Haschberger? Wieso?«

Sie mag den Haschi, oder hat ihn gemocht. Wenn sie dem Bernhard etwas hat bringen müssen, war er nett zu ihr, und auf dem Betriebsfest auch. Er ist leiser als die anderen, nicht so derb.

Bernhard zuckt mit den Schultern. Er will es ihr nicht sagen. Sein Vater bespricht mit seiner Mutter die geschäftlichen Dinge. Bernhard bespricht mit seiner Frau nichts. Wenn sie ihn fragt, wie es läuft, im Geschäft, dann schaut er nur. Wie soll es schon laufen? Gut. Fleisch brauchen die Leut immer.

Bernhard isst die Koteletts und die Klöße. Den Teller räumt Liese weg und spült ihn gleich.

Sie fragt noch einmal nach dem Haschi, aber Bernhard zuckt nur mit den Schultern. Was der Haschi jetzt macht, weiß er auch nicht, oder er will es nicht sagen. Der Haschi ist jetzt eben einfach weg, er ist eh nicht von hier gewesen.

Liese zieht ihr Altefrauen-Nachthemd an, das man nicht anders bezeichnen kann, beim besten Willen nicht. Es ist rosafarben, mit weiß besticktem Kragen.

Es sollte wohl bis zu den Knöcheln reichen, ihr reicht es immerhin bis zu den Schienbeinen. Sie beugt sich nach unten und lässt sich das kalte Wasser über die Hände laufen. Die Venen im Weiß ihrer Unterarme treten noch blauer hervor. Sie lässt das Wasser laufen, bis es wehtut.

Sie muss es jemandem sagen. Bernhard hat alles Recht, oder etwa nicht? Hat es selbst dorthin getan, das Ding.

Das Ding bringt sie zur Verzweiflung, so sehr, dass sie einfach versucht, nicht darüber nachzudenken. Tut so, als wäre es nicht da, als wäre da nur leerer Bauch, aber es klappt nicht immer.

Sie hat gedacht, dass es sie wütend machen müsste, stattdessen ist da etwas. Etwas ganz kleines Zärtliches.

Sie will das doch gar nicht. Sie will nicht bleiben müssen, deswegen.

Andererseits: Was glaubt sie, wer sie ist? Sie ist doch gar nicht mutig. Kind hin oder her, sie haut nicht ab, sie braucht nur den Plan, die Möglichkeit, um nicht verrückt zu werden.

Aber jetzt ist es eben da. Also, zumindest ist es Fakt, vorausgesetzt, sie hat richtig gezählt, und das hat sie. Vierundsiebzig Tage, ohne dass sie geblutet hat. Das geht nicht einfach so.

Sie sollte es ihm sagen, irgendwann wird er es ohnehin bemerken. Selbst er. Aber sie mag das Gefühl, dass es ihres ist, ihres allein. Sie wird es bald genug teilen müssen.

Bernhard sieht sie stehen, vom Bett aus. Sieht das Rechteck aus Badezimmerlicht, alle drei Sekunden ein Flackern, das müsste er richten, dringend. Sieht die rosa Absurdität und denkt sich, dass Liese eine Gute ist. Trägt das Hemd, das seine Mutter ihr geschenkt hat, ohne Murren. Eine Gute.

Sie ist nicht schön, das nicht. Aber ordentlich, und sie steht fest, mit beiden Beinen, das ist wichtig hier heroben. Nicht jeder ist für den Schwarzwald gemacht, aber Liese ist von hier, genau wie er.

Er weiß, dass manche über sie lachen, hört es doch selbst. Das Knochengerüst. Ob es wohl klappert, wenn er über sie rübergeht? Hat einer der Lehrlinge gefragt, ohne zu merken, dass Bernhard hinter ihm steht. Bernhard hat so getan, als hätte er ihn nicht gehört. Er mag es nicht, wenn alle ihn ansehen.

Liese löscht das Licht. Die Dielen knarren sacht, als sie ins Schlafzimmer kommt und ins Bett steigt. Sie deckt sich zu und schaut in die Schatten, die sich über ihr ausbreiten. Sie könnte es ihm sagen.

Die Wolldecke ist so kratzig, dass sie es durch das dünne Laken spürt. Sie hasst diese Decke.

Bernhard atmet ruhig, aber noch nicht so ruhig, wie er es tut, wenn er schläft. Meistens liegt er noch ungefähr zehn Minuten wach, nachdem er sich ins Bett gelegt hat. Sie wollte ihn schon lange einmal fragen, was er in diesen Minuten tut. Ob er nachdenkt, oder betet, oder einfach wartet. Aber irgendwie hat sie den Zeitpunkt verpasst. Jetzt wäre es doch lächerlich, oder nicht? Jetzt kommt es ihr so vor, als müsste sie es auf magische Weise einfach wissen.

»Bernhard?«

Neben ihrer Stimme klingt alles andere plötzlich noch so viel leiser.

Er schnauft neben ihr. »Was ist?«

Sie reden normalerweise nicht mehr, wenn sie das Licht schon gelöscht haben.

Liese zögert kurz. Soll sie jetzt? Aber sie will nicht.

»Ach, nichts.«

Sie kann es nicht sehen, aber sie weiß, dass Bernhard nickt.

»Gute Nacht.«

»Gute Nacht.«

Kurz darauf ist er eingeschlafen.

Menschen mögen Geheimnisse, wenn es denn ihre eigenen sind. Geheimnisse sind wie Haustiere, man kann sie hegen und füttern und sich an ihnen erfreuen, und sie gehorchen niemandem sonst. Lieses Geheimnis ist wie eine fette, zufriedene Katze mit langem Fell, die in Sonnenflecken liegt und nichts als guten Käse isst.

Liese will sie nicht hergeben, aber sie muss, der Bauch wächst doch. Sie ist so dünn, darum wird man es bald sehen. Wenn der Wind ihr Kleid erfasst und gegen ihren Körper drückt, sieht man es schon jetzt. Jemandem wird es auffallen, nicht Bernhard, aber jemandem, und der wird etwas sagen, und Bernhard wird wütend sein, dass er noch nichts davon weiß.

Sie sagt es ihm erst zwei Wochen später. Sie haben den Garten gegossen und Beeren gepflückt. Es ist ein heißer Freitagabend. Lieses Arme sind ganz zerkratzt, ihr Scheitel brennt von der späten Sonne, und ihr Nacken schmerzt.

Sie hat zwei Eimer voller Beeren zu ihren Füßen stehen, lässt die Arme hängen. Bernhard kommt den Pfad zwischen den Beeten entlang, trägt leere Gießkannen zum Haus zurück.

In diesem Augenblick weiß es Liese einfach. Dass es nichts ändert. Dass sie es ihm ebenso gut sagen kann. Und darum sagt sie es, gegen das Licht, mit zusammengekniffenen Augen, den Arm schützend über der Stirn.

»Weißt du, Bernhard, wir bekommen ein Kind.«

Er stellt die Gießkannen ab, vorsichtig. Sie kann sein Gesicht so schwer erkennen, alles gleißt, und er sagt auch nichts.

Er kommt zu ihr herüber und stellt sich neben sie. Sie kann riechen, wie verschwitzt er ist, und riecht auch die Erde an seinen Stiefeln.

Er steht neben ihr und atmet heftig. »Das ist gut, oder nicht?«

Was fragt er sie das?

»Ja, das ist gut.« Sie weiß es doch auch nicht.

»Wann kommt es denn?«

Liese zuckt mit den Schultern. Darüber hat sie noch gar nicht nachgedacht. Sie hat sich nur damit beschäftigt, dass das Kind jetzt da ist, wo es ist, nicht damit, dass es von dort auch irgendwann wegmuss.

»Im neuen Jahr. Hoffentlich dann, wenn schon kein Schnee mehr liegt.«

Der letzte Winter ist schlimm gewesen, der schlimmste. Hoffentlich wird der nächste weniger hart.

Bernhard steht da und schaut. Sie weiß nicht, ob er zufrieden ist. Sein Gesicht glänzt vom Schweiß und ist ganz rot unter der Bräune.

Schließlich nickt er. »Ich bringe die Gießkannen in den Schuppen.«

Liese nickt auch. Die Gießkannen in den Schuppen, unbedingt.

Später brät sie Blutwurst. Als sie die dicken Scheiben in das Fett kippt, zischt es wütend. Sie merkt, wie übel ihr von dem Geruch wird, und da ist es fast schon zu spät. Sie rennt zur Toilette und erbricht alles, was vom Tag in ihr ist.

Sie spült sich den Mund aus, schaut sich im Spiegel an. Sie

müsste sich fragen, wer das da ist, aber sie erkennt sich. Erkennt sich, obwohl sie grau ist im Gesicht, und auch sonst ganz verändert aussieht. Aber sie ist Liese, immer noch, nichts und niemand sonst, das ist offensichtlich.

Als sie wiederkommt, ist die Blutwurst fast verbrannt, aber Bernhard isst sie trotzdem, dazu drei dicke Scheiben Brot mit Butter und Salz. Es macht wohl hungrig, wenn alles sich ändert.

Liese schaut ihm zu, um nichts in der Welt könnte sie jetzt etwas essen. Sie ist ja schon froh, dass sie nicht wieder brechen muss vom Zusehen.

»Ob es ein Junge wird?«, fragt Bernhard und legt das Besteck weg.

Liese nickt. »Vielleicht.« Vielleicht auch nicht, denkt sie. Es ärgert sie, dass er so etwas fragt, auch wenn es sie nicht überrascht. Sie weiß doch, was er will, er hat es ihr selbst gesagt.

Erst ein Junge, danach ist es egal. Droben auf dem Spazierweg war das, noch bevor sie verheiratet waren, und er hat den Blick über das Tal geschickt, als wäre es seines, die Brust breit von einem Kind, das es noch nicht einmal gab.

Jetzt fragt sich Liese, was wohl wird, wenn es ein Mädchen ist. Tief unter ihrem Brustbein fühlt sie den Stolz auf ihr Mädchen, das es ebenso wenig gibt wie Bernhards Jungen. Stolz wird sie sein, da kann Bernhard sich auf den Kopf stellen.

Margret Riessberger sieht ihren Sohn zuerst. Sieht, wie er seine Schultern hält, anders als sonst, gerader, und da weiß sie es schon. Sie kommen über den Hof, Liese direkt hinter ihm, aber auf sie muss sie gar nicht schauen.

Sie macht das Fenster zu und legt das Deckchen, das sie gerade ausgeschüttelt hat, auf den Tisch. Dann setzt sie sich.

Ein Enkelkind. Liese ist vierundzwanzig. Da wird es Zeit.

»Wilhelm«, ruft Margret. »Komm!«

Sie hört, wie unten die Tür geht. Sie kommen die Treppe herauf, in die Stube, und jetzt sieht sie es an allem, nicht nur an seinen Schultern.

Als Wilhelm endlich da ist, sagen sie es. Sagt es Bernhard. »Wir bekommen ein Kind.«

Und Margret tut so, als hätte sie es nicht gewusst.

Wilhelm besteht darauf, dass etwas auf den Tisch muss, und Margret schüttet Tobler-Schokoladentäfelchen in eine Schale und setzt Kaffee auf. Wer kommt denn an einem Samstagvormittag mit so einer Nachricht, wenn niemand Kuchen dahat? Sie hätte den Braten für den Sonntag, aber der braucht doch Stunden.

Ein Enkelkind.

Margret trägt die Schokolädchen in die Stube und stellt sie entschuldigend auf den Tisch.

Liese sieht schmal und müde aus. Da ist eine Wölbung unter ihrem Kleid, aber vielleicht bildet sich Margret das auch nur ein. Bernhard dagegen wirkt wach und stolz. »Vielleicht wird es ein Bub«, sagt er und schaut zu seinem Vater hinüber. Wilhelm nickt und versucht sich an Wohlwollen.

Das hat Bernhard schon immer gewollt, das weiß Margret. Dass der Vater nicht enttäuscht ist. Aber Wilhelm hat es ihm nicht leicht gemacht, Wilhelm macht es nie jemandem leicht, das ist einfach so.

Liese setzt sich zu Babett ans Fenster. »Wir bekommen ein Kind, Babettchen.«

Babett antwortet nicht, alles andere wäre ein Wunder. Babett ist der schönste Mensch, den Lieselotte kennt. Sie hat unheimlich glattes hellbraunes Haar. Die Augen sanft, in nassem

Hannah Häffner wurde 1985 in Heidelberg geboren. Nach ihrem Studium der Politikwissenschaften begann sie, als Werbetexterin zu arbeiten und sich parallel dazu verstärkt dem Schreiben zu widmen. Heute lebt sie mit ihrer Familie als freie Texterin und Schriftstellerin in der Nähe von Stuttgart.

Lizenzausgabe für die Mitglieder der Büchergilde Gutenberg
Verlagsgesellschaft mbH, Frankfurt am Main, Leipzig,
Wien und Zürich

Mit freundlicher Genehmigung
der Penguin Random House Verlagsgruppe GmbH

© 2026 Penguin Verlag
in der Penguin Random House Verlagsgruppe GmbH, München

Die Büchergilde verbietet, das Werk (Text und Illustrationen) in irgendeiner Weise zu nutzen, um Technologien der künstlichen Intelligenz (KI) für die Generierung von Audio, Text oder Bildern zu trainieren. Sie behält sich zudem das Text- und Data-Mining nach § 44b UrhG vor, was hiermit Dritten ohne Zustimmung des Verlags untersagt ist.

Alle Rechte vorbehalten.

1. Auflage 2026

Einbandgestaltung: Clara Scheffler, Halle (Saale)
Satz: satz-bau Leingärtner, Nabburg
Einband- und Vorsatzmaterial: Gebr. Schabert GmbH & Co. KG, Strullendorf
Druck und Bindung: CPI books GmbH, Leck

Printed in Germany

ISBN 978-3-7632-7766-7

Bei Fragen zur Produktsicherheit wenden Sie sich bitte an:
Büchergilde Gutenberg Verlagsgesellschaft mbH,
Haus des Buches, Braubachstr. 16,
60311 Frankfurt am Main, Deutschland.
produktsicherheit@buechergilde.de

buechergilde.de